

Blickkontakt

von
Marco Seltenreich

Ich bin einsam - eines der anonymen Gesichter, das man als Passant hoch oben inmitten der Front schmutziggrauer Häuser im dunklen Rechteck eines Fensters erspäht. Ein altes, verlebtes Antlitz, ein Fleisch gewordener Wasserspeier eines alten, verlebten Hauses. Viele wenden sich kopfschüttelnd ab, nachdem sie einen vorwurfsvollen Blick nach oben geworfen haben. Ich würde ihnen gerne zu verstehen geben, daß hinter mir ein kubischer Ort der Verzweiflung darauf wartet, mich mit schmerzhaften Erinnerungen an glücklichere Zeiten einzulullen - an jene Zeiten, als ich meine Empfindungen noch mit Worten auszudrücken vermochte, die nicht bedeutungslos am Putz der Wände abprallen.

Es gab Zeiten, in denen ich mich nicht erinnern konnte, wann ich das letzte Mal meine Stimme benutzt hatte. Es ist ein zu deprimierendes Erlebnis, als Redner und Zuhörer in einer Person vereint zu sein. Ich begann auch, die Straße zu meiden. Es geht dabei weniger um Angst vor dem Verkehr oder ähnliche Klischees, die die jüngere Generation gerne ihrem Gewissen vorsetzt, um ihm Glauben zu machen, daß es schon seine Ordnung habe, wenn sich die Älteren in ihre eigenen vier Wände zurückziehen. Es widerstrebt mir vielmehr, von der Gesellschaft wie ein kaputt gegangenes Spielzeug behandelt zu werden. Selbst mein eigenes Fleisch und Blut gibt mir schon längst nicht mehr das Gefühl, ein menschliches Wesen zu sein. Wenn meine Tochter und mein Sohn ein- oder zweimal im Jahr den Weg in meine Behausung finden, dann gelingt es ihnen selten, die Tatsache, daß dies eine lästige Unterbrechung ihres schnellen, jungen Alltags darstellt, zu leugnen. Wer wechselt schon gerne von der Überholspur des Lebens auf den Pannestreifen? Aber ich bin darüber nicht verbittert. Zu genau erinnere ich mich an meine eigene Jugendzeit und an die Besuche bei meiner Großmutter. Spätestens nachdem sie begonnen hatte, wunderliches Zeug zu reden und ständiger Pflege bedurfte, spürte ich in mir ein leises Widerstreben, die Intervalle meiner bisherigen Visiten einzuhalten, so sehr oder vielleicht gerade weil ich sie vor ihrem geistigen Verfall so geliebt hatte. Hin und wieder ertappte ich mich während des Verabschiedens bei dem Wunsch, sie zum letzten Mal gesehen zu haben. So geht es vielleicht gerade meinen Kindern. Wenn es in den Wintermonaten zu kalt ist, um die Fenster zu öffnen, und ich durch die Eisblumen hindurch auf die Fassade des Hauses an der anderen Straßenseite starre, wäre ich gerne tot. Immerhin halten mich die Gedanken an meinen eigenen Tod irgendwie am Leben, so absurd das klingen mag.

Manchmal stelle ich mir vor, daß ich längst tot bin, mein Geist jedoch für alle Ewigkeit in diesen Mauern gefangen ist. Ich male mir aus, wie die Zeit bedächtig verstreicht, während ich meinen Kopf aus dem Fenster strecke, und nach und nach immer mehr Gesichter aus den Fenstern der umliegenden Häuser starren, während es auf den Straßen immer ruhiger wird. Dieser Gedanke tröstet mich dann irgendwie, weil ich weiß, daß ich mit meinen Gefühlen nicht allein bin. Den Fehler, diese Gedanken jemandem zu erzählen, machte ich nur einmal. Meine Tochter drückte zwar nicht mit Worten aus, daß sie mich für einen senilen, alten Narr hielt, aber ihr Gesichtsausdruck sprach Bände. Sie versuchte, mich in Seniorenkurse für „Positives Denken“ und „Kreatives Basteln“ zu schleppen, kam damit aber nicht weit. Danach wuchs wieder Gras über die Sache und eine Menge Eisblumen an meinem Fenster.

Vermutlich wäre die Geschichte meines Lebensabends bis zum bitteren Ende ohne eine wesentliche Abweichung von diesem festgefahrenen Tagesablauf weitergegangen, wenn ER nicht eingezogen wäre.

Eine Wohnung im Haus auf der anderen Straßenseite war freigeworden. Ich sah Interessenten kommen und gehen. Die meisten wurden durch die günstige Lage im Stadtzentrum angezogen und von dem daraus resultierenden Mietzins wieder abgestoßen. Zumindest glaubte ich das aus dem Mienenspiel des Maklers herauszulesen. Die Wohnungsbesichtigungen wurden immer seltener. Doch eines Tages tauchte ER auf. Ich erinnere mich nicht mehr an das genaue Datum, trotz der Tatsache, daß mir besagte Szene bis heute in allen Details in Erinnerung ist. Obwohl ich mir als Mann immer schwer getan habe, maskulinen Zeitgenossen Attraktivität zu bescheinigen, war ich mir von der ersten Sekunde über eines im Klaren: ER war ohne Zweifel gutaussehend! Aber nicht nur diese Tatsache trug dazu bei, daß sich mir die ersten Sekunden unserer Begegnung ins Gedächtnis brannten. Denn zu meiner großen Verwunderung richtete der Fremde seine ersten Blicke nicht auf den Zustand der freien Wohnung, sondern lenkte seine Schritte schnurstracks zum Fenster, von wo aus er mir schätzungsweise dreißig Sekunden tief und fest in die Augen sah. Wie gesagt, ER war unbestritten eine imposante Erscheinung: Dichtes schwarzes Haar fiel in ein von wohlgestalteten Zügen gekennzeichnetes Gesicht, aus dem zwei dunkle Augen hervorblitzten. Nachdem wir uns schätzungsweise eine Minute lang, die mir wie Stunden vorgekommen war, angestarrt hatten, nickte ER mir zu - eine Geste die ich, zu verduzt, um einer anderen Handlung mächtig zu sein, wiederholte.

Ich muß eingestehen, daß ich, nachdem unser Blickkontakt abgebrochen war, mir nicht darüber im Klaren war, was ich über diese Sache denken sollte. Das war kein Zufall! Dessen war ich mir von Anfang an sicher. Wie sehr ich durch die Ankunft meines neuen Nachbarn beeindruckt war, zeigte sich in der Tatsache, daß ich mich ein paar Tage später auf den Weg machte, um den Namen meines Gegenüber ausfindig zu machen. Dem Jungen, der mir üblicherweise die Einkäufe erledigte, fielen beinahe die Augen aus dem Kopf, als er mich in Hut und Mantel am Gang traf. Aber obwohl mir die Zeit, die ich nicht mehr auf der Straße verbracht hatte, wie Aeonen vorkam, hatte sich unten nichts Großartiges verändert. Meine Beine waren nicht wirklich altersschwach, nur etwas degeneriert vom jahrelangen Selbstmitleid, das sich unter anderem durch chronische Bewegungslosigkeit ausgedrückt hatte. Aber nicht nur aus diesem Grund dauerte das Überqueren der Straße länger, als ich es in Erinnerung gehabt hatte. Der Automobilverkehr hatte sich eklatant vervielfacht, das hatte ich schon von meinem Fenster aus registriert. Daß die Kisten aber auch um ein Vielfaches schneller geworden waren, erkannte ich erst als Beobachter vor Ort. Meine Befürchtungen, daß mich irgendein selbsternannter Pfadfinder am Arm packen und über die Straße geleiten würde, erfüllten sich gottlob nicht. So schnell die Automobile von der Straße Besitz ergriffen hatten, so rasch waren hilfsbereite Zeitgenossen von derselben verschwunden. Doch in meinem Fall war das gut so. Mitleid war das letzte, was ich in meiner Situation gebraucht hätte.

Eine vermeintliche Ewigkeit nach dem Verlassen meines Hauses betrat ich auf der anderen Straßenseite den Gehsteig. Automatisch warf ich einen Blick auf meine Wohnungsfenster. Erstaunlich, wie die Welt eines Mannes von anderem Standpunkt aus betrachtet, winzig und unbedeutend erscheinen kann. Die bedrohlichen Gewitterwolken, die sich dabei in mein Blickfeld schoben, mahnten mich zur Eile. Fieberhaft huschte mein Blick über Dutzende Namen an der Gegensprechanlage des Hauses. Ich schalt mich selbst einen Narren, als es mir wie Schuppen von den Augen fiel, wie gering meine Chancen, den richtigen davon zu finden, tatsächlich standen. Ich wußte weder die Türnummer meines geheimnisvollen Gegenüber, noch kannte ich die restlichen Bewohner des Hauses mit Namen, um über das Ausschließverfahren zum Erfolg zu kommen. Erst, als ich mich enttäuscht abwenden wollte, fiel mir eine kleine Notiz ins Auge, die jemand mit Klebestreifen an das Schmiedeeisengitter der Eingangstür geheftet hatte. Zwar fand sich darauf weder Absender, noch der Name einer Person, für die die Nachricht bestimmt wäre, doch ich nahm instinktiv an, daß die schwungvoll mit schwarzer Tinte auf das Papier gesetzten Lettern mir galten. Die kurze Notiz brannte auf dem Heimweg wie Feuer in meinem Gehirn: „Danke für Ihren Besuch!“

Immerhin schaffte ich es noch vor dem einsetzenden Wolkenbruch auf die andere Straßenseite. Kurz, ehe ich die schwere Eingangstür öffnete, warf ich noch einen Blick hinauf

zu den Fenstern der neubezogenen Wohnung. ER lehnte lächelnd am Fenster, blickte mich mit seinen pechschwarzen Augen milde an und hob die rechte Hand zum Gruß an die Schläfe. Diesmal reichten meine Nerven nicht zu einer Antwort. Hastig warf ich die Tür ins Schloß und machte mich auf den Weg zurück in meine kleine Welt.

Es sollten Stunden vergehen, ehe ich mich wieder in die Nähe des Fensters getraute. Diese verbrachte ich im Zwiespalt mit mir selbst am Küchentisch sitzend. War ich wirklich zu einem paranoiden Greis geworden, der hinter zwei Blickkontakten mit einem neuen Mieter und einer anonymen Notiz mysteriöse Machenschaften vermutete? Es war seinerzeit schon schmerzlich genug gewesen, herauszufinden, daß ich begann, die Charakterzüge meiner Eltern zu übernehmen. Nun wollte ich nicht auch noch miterleben, wie ich zu einem lebenden Replikat meiner längst verblichenen Großeltern wurde.

Ich ging früher als gewohnt zu Bett. Das Prasseln des Regens auf den Fensterbrettern geleitete mich in einen unruhigen Schlaf. Selbst jetzt, wo die Ereignisse jener Tage schon relativ weit zurückliegen, vermöge ich nicht zu sagen, ob es sich bei den Beobachtungen, die ich in in den nächsten paar Stunden machte, um Traum oder Realität handelte. Ich wurde in dieser Nacht mehrmals durch das Gewitter aus dem Schlaf gerissen. Es muß so gegen zwei Uhr Früh gewesen sein, als ich beim Aufzucken eines Blitzes Gewähr wurde, daß ich mich nicht alleine in meiner Wohnung befand. Erstarrt harrte ich in meinem Bett dem nächsten Blitz, unfähig, auch nur einen Finger zu bewegen. Tatsächlich, beim nächsten Wetterleuchten sah ich eine Gestalt, die regungslos am Fußende meines Bettes stand. Als der Raum wieder in Dunkelheit gehüllt wurde, schnellte ich hoch und stürzte mich auf dem Besucher. Über dessen Identität bestand bei mir keine Sekunde lang Zweifel. Mein Wutgeheul verwandelte sich in einen langezogenen Schmerzenslaut, als ich ins Leere griff und mit dumpfen Laut auf dem Parkettboden aufschlug. Da saß ich nun, ich alter Narr, mit schmerzenden Knien und der begründeten Befürchtung, schön langsam dem Wahnsinn anheimzufallen. Ich hatte offensichtlich versucht, ein Traumgebilde zu umschlingen. Diese Gedanken trösteten mich, als ich ins Bett zurückkroch und mir schwor, den seltsamen Kerl von Gegenüber keines Blickes mehr zu würdigen. Doch leider blieb es in dieser Nacht nicht bei diesem Vorfall. Mit jedem weiteren Blitz erblickte ich den schwarzen Schopf des verfluchten Teufels in einer anderen Ecke des Zimmers. Einmal besah er sich mit auffallendem Interesse die Photos auf meinem Nachtkästchen, ein anderes Mal kauerte er wie ein Tier auf dem Boden und blickte mich mit idiotischem Gesichtsausdruck an. Es waren an die sieben Jahrzehnte vergangen, seit ich das letzte Mal ins Bett uriniert hatte, doch in jener schrecklichen Nacht kehrte ich wider Willen zu dieser infantilen Gewohnheit zurück. Zusammengekauert und mit fest zugekniffenen Augen wartete ich wimmernd bis der Morgen kam, während ich versuchte, die von allen Seiten auf mich einströmenden Geräusche zu ignorieren.

Ich erwachte schweißgebadet, trank Unmengen von Kaffee und versuchte, mir das Erlebte als lebhaften Alptraum zu erklären. Aber die Erinnerung war noch zu jung und tief im Innersten wußte ich, daß ich wohl noch mehr zu verkraften bekommen würde. Ich rief meine Tochter an und bat sie, vorbeizukommen - ein Wunsch, den ich seit Jahren nicht mehr verspürt hatte. Zum ersten Mal seit langem hatte ich wieder Angst vor dem Alleinsein. Natürlich erzählte ich nichts von dem Vorfall. Mein Tochter hätte mich vermutlich einweisen lassen, was ich ihr unter diesen Umständen nicht einmal verübeln hätte können. Wir plauderten über belanglose Dinge, ehe sie nach einer Stunde darauf drängte, meine Welt zu verlassen. Wenn ich eine Sache im Überfluß hatte, dann war es Zeit. Diese nutzte ich, um nachzudenken. Wer oder was war dieser Kerl? Dem Unheimlichen und Übernatürlichen hatte ich zeitlebens nichts abgewinnen können und selbst nach den schrecklichen Szenen der letzten Nacht wollte ich diese Sichtweise nicht ändern. Zwar stellte mich die Möglichkeit, übergeschnappt zu sein, auch nicht vor rosigere Aussichten, doch das war meiner Meinung nach noch das kleinere Übel. Solche und ähnliche Gedanken schossen mir durch den Kopf, während es draußen langsam wieder dunkel wurde. Der Tag war rasend schnell vergangen und ich spürte ein drückendes Gefühl in mir aufsteigen. Mit den Schatten wuchs auch meine Angst, das letzte Nacht Erlebte könnte sich wiederholen.

Ich beschloß, der Gefahr ins Auge zu sehen. Ein kurzer Blick aus dem Fenster zeigte mir, daß mein Gegenüber zu Hause war. Er saß im hell erleuchteten Wohnzimmer bei einer Tasse Tee und blickte von Zeit zu Zeit auf seine Armbanduhr. Nachdem ich mir die ungefähre Lage seiner Wohnung eingeprägt hatte, quälte ich mich, von dumpfen Gelenksschmerzen begleitet, abermals in Hut und Mantel und machte mich auf den Weg. Beim Überqueren der Straße kam mir zum ersten Mal in den Sinn, daß ich mich blamieren könnte. Was, wenn die Erlebnisse der letzten Stunden nur der überreizten Phantasie eines alten Mannes entsprungen waren. Wie sollte ich dem Fremden begegnen?

Je näher ich dem Schmiedeeisengitter des gegenüberliegenden Hauses kam, desto mehr schrie jede Faser meines Körpers danach, sofort umzukehren, drei Valium zu schlucken und mich schlafen zu legen. Doch irgendetwas drängte mich dazu, mein Vorhaben zu Ende zu führen.

Die Notiz an der Eingangstür war verschwunden, doch das Summen der Gegensprechanlage bestätigte mir meine Ahnung von gestern, daß diese für mich bestimmt gewesen war. Offenbar schien ER damit zu rechnen, daß ich zu ihm kommen würde. Verdutzt lenkte ich meine Schritte zur Straße, um einen Blick auf die Fenster des Neuankömmlings zu werfen. ER stand mit einem Tässchen Tee in der Hand seelenruhig zwischen den Gardinen und bedeutete mir mit einer Handbewegung, daß ich hoch kommen sollte. Jedes Fünkchen Instinkt in mir drängte dazu, mich ins Innere meines Hauses zu flüchten und diese ganz und gar irrsinnige Sache zu vergessen, doch wieder behielt der Wille gegenüber dem Instinkt die Oberhand. Spätestens beim Betreten der marmorierten Stufen meldete sich mein Körper jedoch wieder zu Wort. Verflucht noch einmal, ich war zu alt für derlei Firlefanz! Anstatt mein Herz beim Aufstieg in den fünften Stock einem Belastungstest zu unterziehen, sollte ich mit Wollpantoffeln vor dem Fernseher sitzen oder sonst etwas tun, was sich für einen Pensionisten geziemt. Stattdessen ließ ich mich von einem Wildfremden zu Dingen hinreißen, an die ich zuvor nicht einmal im Traum gedacht hatte. Während ich die ausgetretenen Stiegen hinaufkeuchte, registrierte mein Geruchssinn die Präsenz von Altvertrautem. Ich hielt inne und schnupperte.

Es ist seltsam, mit welcher Bandbreite das menschliche Gehirn Erinnerungen speichert. Es roch nach nach....nun ja, nach einem Stiegenhaus in einem Gebäude, das so etwa an die hundert Jahre auf dem Buckel hat. Dennoch rief mir der Geruch die Erinnerung an meinen ersten Schultag ins Gedächtnis. Ich war mir hundertprozentig sicher, exakt den gleichen Geruch vor gut fünfundsechzig Jahren bereits in mich aufgesogen zu haben. Eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit, wenn man bedenkt, daß ich zuvor noch nie einen Fuß in dieses Haus gesetzt hatte und gut vierhundert Kilometer von hier in die Volksschule gegangen war. Die Empfindungen waren jedoch so intensiv, daß ich beinahe die Riemen des Schulranzens spüren konnte, die in meine Schultern schnitten. Ich erinnerte mich daran, daß ich damals rote Samthosen getragen hatte, die ein paar Monate später bei einer Rauferei auf dem Schulhof ziemlich in Mitleidenschaft gezogen wurden. Ich weiß noch, wie stolz mich meine Eltern aus dem Haus ließen und ich erinnerte mich auch, wie stolz ich selbst war, mit einem nagelneuen Schulranzen auf den Weg in den Unterricht zu sein. Mein Gott, war das wirklich schon so lange her? Was hatte ich noch mit jenem Knaben gemeinsam, der damals mit lachenden Augen in die Welt hinausging und alles in sich aufzog wie ein Schwamm? Er hatte damals eine Zukunft, während ich knapp vor Ende meines Lebens nur mehr eine Vergangenheit hatte. Der Schwamm war vollgesogen, und nun war er so träge, daß er deformiert und aufgedunsen auf der Badezimmerkommode des Lebens lag.

Ich mußte wohl einige Minuten gedankenversunken auf den Treppen gestanden haben, denn plötzlich erlosch die Gangbeleuchtung und ich stand im Dunkeln. Der Geruch war unglaublich! Die Dunkelheit intensivierte die Empfindung. Eigentlich wollte ich mich gerne noch ein wenig verharren, doch der Gedanke an den seltsamen Kerl, der ein paar Stockwerke über mir auf mein Auftauchen wartete, bewog mich, die unfreiwillig begonnene gedankliche Zeitreise abbrechen. Ich nahm die letzten drei Stufen zum 1. Stock, betätigte den Lichtschalter und setzte meinen Weg fort.

Ich weiß nicht, ob ich durch mein Erlebnis von vorhin meinem Geruchssinn mehr Beachtung schenkte oder bloß erwartete, daß mich ein anderer wohlbekannter Geruch erreichen würde. Tatsache ist, daß mir kurz vor Erreichen des zweiten Stockes nur ein Wort in den Sinn kam: Sommer! Es roch eindeutig nach Sommer, genau wie damals, als ich meine Ferien bei meinen Großeltern auf dem Land verbrachte. Ich hatte dieses, für damalige Verhältnisse ziemlich teure, Rad geschenkt bekommen, auf dem Großvater früher immer zum Milchholen gefahren war, und ich erinnerte mich, wie ich während der Sommermonate diesen Weg erledigt hatte. Ich war damals auch täglich zum Postamt gefahren, um nachzufragen, ob Post von meinen Eltern eingetroffen war. Und die wenigen Male, wo mir der Beamte tatsächlich einen Brief aushändigte, konnte es gar nicht schnell genug gehen, bis ich mit den randvollen Milchkannen am Haus meiner Großeltern ankam und sie mir den Brief vorlasen. Die Erinnerungen stürzten auf mich ein wie ein Wasserfall. Ich war freilich nicht völlig weggetreten, sondern mir vollkommen bewußt, daß ich im Stiegenhaus eines fremden Gebäudes stand und höchstwahrscheinlich jedem Beobachter zu diesem Zeitpunkt wie ein völlig verrückter alter Spinner vorkommen mußte. Doch meine Empfindungen waren einfach zu schön. Warum passierte mir so etwas nicht, wenn ich am Fenster meiner Wohnung die Zeit totsclug?

Ich schritt schneller aus, als mein altes Herz es eigentlich zuließ, doch ich hoffte, daß sich das Auftreten der Gerüche fortsetzen würde. Als ich im dritten Stock ankam, raste meine Pumpe wie wild, doch das war nebensächlich. Es roch nach Parfum - just jener Marke, die meine Frau aufzutragen pflegte, als ich sie zum ersten Mal ausführte. Es war eines dieser modernen Tanzlokale gewesen, wo sie die neue Musik aus Amerika spielten, kurz vor Ausbruch des Krieges. Wir hatten uns auf Anhieb ineinander verliebt und heirateten nur wenige Monate nach unserer ersten Begegnung. Dieses Parfum,...ich bezweifle, daß die Marke heute überhaupt noch hergestellt wird, doch es gab keinen Zweifel an der Übereinstimmung. Der Geruch haftete auch an den Briefen, die ich im Schützengraben dutzende Male zu lesen pflegte, wenn der Gedanke an zu Hause das Einzige war, was mich davon abhielt, mir den Lauf meines Gewehres in den Mund zu stecken und einfach Schluß mit dem ganzen Elend zu machen. Nie im Leben würde ich diesen Geruch vergessen!

Im Unterschied zu den ersten beiden Eindrücken, empfand ich dieses Mal jedoch nicht den Wunsch, länger zu verweilen. Zwar löste der Gedanke an meine geliebte Frau Erinnerungen an früher aus, als die Welt noch nicht hinter dem schmutziggrauen Schleier der Einsamkeit verschwunden war, doch gleichzeitig mußte ich daran denken, wie uns der Tod auseinandergerissen hatte. Der Gedanke an die weißen Laken der Klinik, die in so blasphemisch krassem Gegensatz zu dem schwarzen Krebsgeschwür standen, das im Inneren des einzigen Menschen, der mir je etwas bedeutet hatte, wucherte, machte mich krank. Was war das Leben doch für ein erbärmliches Spiel! Zunächst wurde einem vorgegaukelt, wie herrlich doch alles wäre, nur um später zu entdecken, daß alles nur Kulisse war, die vor die ganze Trauer, die Wut und die Hilflosigkeit geschoben worden war.

Ich stellte erschrocken fest, daß ich Tränen in den Augen hatte. Die Gangbeleuchtung war abermals ausgegangen und eine rasche Überschlagsrechnung rief mir ins Gedächtnis, daß mein seltsamer Gastgeber wohl seit über zehn Minuten auf mich warten würde. Diesmal fiel es mir nicht schwer, weiterzugehen. So süß wie das Parfum roch das Leben: Anfänglich verlockend und frisch, später schal und ermüdend. Ich beugte mich über das Treppengeländer und riskierte einen Blick nach oben. Noch zwei Stockwerke! In der vierten Etage roch es nach überhaupt nichts, und ehrlich gesagt, war ich mehr erleichtert als enttäuscht. Alles war besser als der Parfumgeruch von vorhin. Das Fehlen jeglichen Geruches machte mich jedoch auch stutzig. Er verlieh der Szene ein steriles, unpersönliches Ambiente. Ich hatte gelesen, daß kurz vor dem Ende das Leben an einem vorbeizieht, eine Erfahrung die ich gerade gemacht hatte. „So riecht der Tod“, dachte ich mir. „So riecht es, wenn man die Nase voll hat vom Erdendasein und sich auf den letzten Weg macht!“ War dies mein letzter Weg? Wartete ein paar Meter weiter oben der Tod auf mich? Waren die Erlebnisse der letzten Tage nur die Produkte meiner veralteten Ganglien? Es überraschte mich selbst, daß mich diese Gedanken relativ kalt ließen. Ich atmete

tief durch und nahm die letzte Treppe in Angriff. Beim Passieren des Gangfensters sah ich meine Wohnung auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Wie erbärmlich! War dies wirklich alles, was das Leben für mich übrig hatte? Eine Zwei-Zimmer-Wohnung und ein Haufen schmerzhafter Erinnerungen?

Als ich den fünften Stock erreicht hatte, signalisierte mir die erlöschende Gangbeleuchtung, daß ich eine Viertelstunde gebraucht hatte, um von der Haustür hierher zu kommen. Am Ende des Ganges öffnete sich eine Tür und ich erblickte die Gestalt meines unbekanntes Gastgebers. „Sind sie der Tod?“ hörte ich mich selbst fragen. „Ganz im Gegenteil, mein Bester“, erhielt ich als Antwort und eine einladende Handbewegung hieß mich, ins Innere zu kommen. Was mir als erstes ins Auge stach, war die Tatsache, daß sich das Ziel meines abendlichen Ausfluges offensichtlich nicht viel Mühe gegeben hatte, sich in der neubezogenen Wohnung häuslich einzurichten. Drei Koffer standen ungeöffnet im Vorzimmer, im dahinterliegenden Wohnzimmer waren alle Möbel bis auf das große Ledersofa mit Plastikplanen abgedeckt. Das Fehlen jeglicher Bilder oder anderer persönlicher Gegenstände verlieh der Wohnung eine sterile Atmosphäre, die seltsam schwer auf meine Psyche drückte. Hätte sich in diesem Moment nicht eine Hand auf meine Schulter gelegt, ich hätte allen Grund zur Annahme gehabt, in einer verlassenen Behausung zu stehen.

Es gab seltsamerweise keine Begrüßungsformeln oder Fragen nach meinem Begehrt. Irgendwie schien eine stumme Übereinstimmung zwischen uns zu herrschen, die auf ihre Art rechtfertigte, daß ich spätabends ohne ersichtlichen Grund in die Wohnung eines mir wildfremden Mannes gekommen war. ER sah aus der Nähe betrachtet wirklich attraktiv aus. Meine Frau pflegte Männern mit dunklem Teint immer „griechische Profile“ zu bescheinigen, selbst wenn ihnen dazu die charakteristische Nase fehlte. Wir schritten stumm ins Wohnzimmer, wo mein Gastgeber einen Ohrensessel von seinem Staubschutz befreite und zwei Gläser aus einer Kommode hervorholte. „Sie trinken doch Wein, oder?“ meinte mein Gegenüber. - Zögernd bejahte ich und kurz darauf wurde eine Flasche entkorkt, die mein Gastgeber aus einem der Koffer gezogen hatte. Da saß ich nun und prostete in einer verlassenen Wohnung einem Mann zu, der ebensogut ein bloßes Hirngespinnst sein könnte.

„Ich habe mich noch gar nicht für Ihren Besuch bedankt“, meinte der Dunkelhaarige. „Ich weiß, es überrascht sie womöglich mehr als mich, daß sie den heutigen Abend nicht dort drüben verbringen.“ Er zeigte zu den dunklen Fenstern meiner Wohnung, die sich im Dämmerlicht vage an der gegenüberliegenden Straßenseite abzeichneten. Ich brachte ein zögerndes Nicken zuwege. „Dann schenken sie sich ruhig ein Glas nach, mein Freund. Denn das, was ich ihnen nun erzählen will, wird ihnen noch viel seltsamer anmuten, als das, was sie in den letzten Stunden zu erlebt haben glauben.“ Ich ließ ihn gewähren, als er die Flasche ergriff und mein Glas bis zum Rand füllte. Irgendwie hatte ich wohl damit gerechnet, daß an diesem Abend etwas Seltsames geschehen würde.

„Ich war einst wie Sie“, setzte mein Gegenüber fort, „unglücklich und allein. Ich weiß, das mögen Sie sich auf den ersten Blick nicht vorstellen können. Schließlich bin ich jung und attraktiv, das Leben steht mir offen. Doch dem war nicht immer so.“ ER unterbrach seine Worte, um einen tiefen Zug aus dem Weinglas zu nehmen. „Was ich Ihnen hier und heute erzählen werde, habe ich noch keinem Menschen verraten“, fuhr er in lockerem Plauderton fort. „Doch Sie sind der Richtige, davon bin ich nach den Ereignissen der letzten Stunden hundertprozentig überzeugt.“ Ich enthielt mich einer Zwischenfrage. Zu deutlich war mir die letzte Nacht in Erinnerung geblieben. „Um des Überraschungseffektes Willen könnte ich Sie nun mein Alter schätzen lassen, doch die Sache ist zu ernst, als daß sie mit billigen Jahrmarktmethoden getrübt werden sollte.“ Mein Gastgeber griff in die Innentasche seines Sakkos und förderte einen Reisepaß zutage. „Sehen Sie selbst“, meinte er und schob das in ein beiges Lederetui gehüllte Dokument über den Tisch. Aus dem Paß lachte mir das Antlitz meines augenblicklichen Gesprächspartners entgegen. Stutzig machte mich nur das Ausstellungsdatum des Dokuments. „Dieser Reisepaß ist vor 73 Jahren legitimiert worden“, hörte ich mich mit überraschend gelassener Stimme sagen. „Das ist korrekt, mein Lieber.“

Wieder griff ER in sein Sakko und legte ein einzelnes, verblichenes Foto auf den Tisch. „Das hier war ich, ehe alles anfing.“ Ich fingerte meine Lesebrille aus der Tasche und betrachtete das Bild. Es zeigte einen gebeugten Mann in den späten Siebzigern, der so ganz und gar keine Ähnlichkeit mit meinem Gegenüber aufweisen wollte. Es war nicht nur der Altersunterschied, auch die Gesichtszüge ließen eher auf indianische Abstammung schließen. „Als dieses Foto aufgenommen wurde, hatte ich innerlich bereits mit meinem Leben abgeschlossen“, hörte ich meinen Gastgeber sagen. „Bis eines Tages ein Mann in meiner Heimatstadt auftauchte, der sich auffallend für ältere Menschen zu interessieren schien. Er tauchte mehrmals pro Tag im Altersheim auf, stellte merkwürdige Fragen und verschwand ebenso schnell, wie er gekommen war. Ich weiß bis heute nicht, weswegen seine Wahl auf mich fiel. Ich war höchstwahrscheinlich nicht viel unzufriedener mit dem körperlichen Verfall, der das unabwendbare Schicksal jedes Menschen ist, als die anderen.“

Es tat weh, die Wahrheit über das Altern so ungeschminkt ins Gesicht gesagt zu bekommen. Ich betrachtete die Altersflecken an meinen Händen und stellte fest, daß ich meinerseits jede Menge Ähnlichkeit mit dem Mann auf dem Foto hatte. „Es ist gewissermaßen eine zweite Chance“, setzte mein Gesprächspartner fort. „Es war nicht Unsterblichkeit, was mir angeboten wurde, es war die Möglichkeit noch ein letztes Mal von vorne anzufangen. Zurück an den Start mit einem jungen Körper, zurück zu den Annehmlichkeiten des Lebens.“ ER gab mir ein paar Momente Zeit, um das Gehörte zu verdauen, ehe er fortsetzte. „Sie sind ein intelligenter Mann und wissen wohl bereits, was ich sie fragen möchte.“ Ich wußte es in der Tat nur allzu gut, doch ich war mir nicht im Klaren darüber, ob ich froh oder entsetzt sein sollte. „Weswegen wollen sie dieses Geschenk weitergeben“, brachte ich hervor. „Es ist in der Tat ein unschätzbares Geschenk. Doch ich will nicht der einzige sein, dem es zu besitzen vergönnt sein soll.“ Es waren aufrichtige Worte, zumindest in jenem Moment. Es dauerte nur mehr wenige Minuten ehe mich mein junger Gastgeber von der Kostbarkeit des Geschenks überzeugt hatte. Doch auch wenn ich mich anders entschieden hätte, wäre dieser Abend höchstwahrscheinlich nach dem gleichen Schema verlaufen. Vielleicht war der Wein mit ermüdenden Substanzen vermergt worden, jedenfalls wurde ich nur mehr durch einen Schleier aus Erschöpfung gewahrt, wie der Fremde mit einem Ritual begann, welches mein Schicksal besiegeln und mich zu dem machen sollte, was ich nun bin. Ich kann mich im Zusammenhang mit dem Körpertausch an keine Einzelheiten mehr erinnern, und ich denke, daß ich darüber nur froh sein kann. Die letzte Handlung, zu der ich bewußt fähig war, ehe ich in von einem gnädigen Schlaf umfungen wurde, war ein Blick zur Tür, wo ich mich selbst, gekleidet in fremde Sachen ins Stiegenhaus huschen sah.

Die Strahlen der Morgensonne holten mich am nächsten Tag aus einem traumlosen Schlaf. War ich zunächst geneigt, das vor wenigen Stunden Erlebte als Alptraum abzutun, so bescheinigte mir meine Anwesenheit in der fremden Wohnung, daß alles wohl doch so stattgefunden hatte, wie ich es in Erinnerung hatte. Der zwingendste Beweis hierfür war die Veränderung, die mein eigener Körper erfahren hatte. Aus einem hohen Wandspiegel blickte mir ein verduzttes Ebenbild meines gestrigen Gastgebers entgegen. Es war ein seltsames, jedoch zugegebenermaßen nicht unangenehmes Gefühl, keinen dumpf pochenden Schmerz mehr in den Gelenken zu verspüren. Doch bei aller Freude über die wiedergewonnene Bewegungsfreiheit meldete sich in mir eine Stimme, die mir zuflüsterte, daß dies alles wider die Natur sei. Es verbesserte meine Stimmung auch nicht unbedingt, in meiner „alten“ Wohnung auf der gegenüberliegenden Straßenseite einen Trupp Möbelpacker bei der Arbeit zu sehen. Ich erblickte meine alte Gestalt nie wieder - weder in natura noch auf Fotos. Mein geheimnisvoller Gastgeber war mit meiner Vergangenheit auf und davon und ich alter Narr hatte ihm meine Zustimmung dazu gegeben.

Hastig durchstöberte ich meine Taschen nach Geld und Dokumenten. Ich entdeckte einen Reisepaß, einen Führerschein sowie Geburts- und Taufschein, ausgestellt auf einen mir fremden Namen, jedoch mit dem Foto meiner neuen Gestalt versehen. In der Innentasche meines Mantels fand ich ein Portemonnaie, gefüllt mit einem kleinen Geldbetrag in Banknoten und

einer Kontokarte. Wie es aussah, mußte ich meinen neuen Lebensabschnitt zumindest nicht ohne einen Cent in der Tasche beginnen. Doch womit sollte ich ihn eigentlich beginnen? Man sollte meinen, einem Mann, dem gerade eine wundersame Verjüngung widerfahren war, würde vor Ideen und Wünschen platzen, doch ich verbrachte den ersten Tag meines neuen Lebens mit nostalgischem Blick am Fenster und beobachtete, wie ein paar wildfremde Männer mit behaarten, baumdicken Armen meine Wohnung räumten. Es ist seltsam, wie sich alte Weisheiten und Sinnsprüche, die meistens von Großmüttern mit unbeirrbarer Beharrlichkeit gepredigt werden, ihren Anspruch auf Richtigkeit geltend machen: Man weiß erst, was man besitzt, wenn man es verloren hat. Es schmerzte, zu sehen, wie mein Hab und Gut teilnahmslos, gleich einer Ladung Müll, aus der Wohnung transportiert wurde.

Als gegen Abend meine Tochter auftauchte, um allem Anschein nach, die restlichen Entrümpelungsarbeiten zu beaufsichtigen, schlüpfte ich in meine Kleider und machte mich auf den Weg. Erst als ich nur mehr wenige Meter vom Eingang meiner früheren Wohnung entfernt war, kam mir in den Sinn, was mein Kind wohl von einem völlig Fremden halten würde, der in die Wohnung ihres vermutlich spurlos verschwundenen Vaters hineinspazierte. Ich druckste ein wenig im Stiegenhaus herum und warf den einen oder anderen verstohlenen Blick in mein früheres Zuhause, wenn einer der Arbeiter, beladen mit meinem Besitz, aus der Wohnung kam. Danach kehrte ich wieder zurück auf die andere Straßenseite. Mir war zum Heulen zumute!

Als sich mein Schicksal am nächsten Morgen noch immer nicht als grauenhafter Alptraum herausgestellt hatte, machte ich mich auf den Weg zur Bank. Das Konto, zu dem ich mir mittels der gefundenen Karte Zugang verschaffte, enthielt einen ansehnlichen Betrag, der zwar ausreichte, um mich vorübergehend sorglos leben zu lassen, früher oder später würde ich mir jedoch einen Job suchen müssen - ein Gedanke, der mich erschauern ließ. War doch mein erlerntes Handwerk bereits gegen Ende meiner letzten Berufskarriere so gut wie nicht mehr gefragt gewesen. Alles, was mich an diesem Tag von der totalen Verzweiflung fernhielt, war der anschließende Heimweg bzw. die Blicke, die mir dabei von einem attraktiven Fräulein im Omnibus zugeworfen wurden. Sie war blond, oder gab es zumindest vor zu sein, und trug einen dieser kurzen Röcke, die in der Zeit, als ich wirklich jung war, für Aufregung gesorgt hatten. Heute galten sie bereits als Standardmode. Obwohl ihr Interesse an meiner Person offenkundig war, wollte in mir dennoch kein so rechtes Glücksgefühl aufkommen. Und dies, trotz der beinahe schon schmerzhaften Erektion, die ich in meinem Lendenbereich verspürte. Ich fühlte mich wie ein Krüppel in einem Sportwagen.

Ich legte den Weg von der Busstation nach Hause im Laufschrift zurück, verriegelte die Tür und ließ mich auf das Sofa fallen. Was hatte mir dieser Bastard nur angetan? Weswegen hatte ich dem blasphemischen Handel zugestimmt? Ich zog mich splitternackt aus und betrachtete meinen neuen Körper im Wandspiegel. Mit was für einem Fluch war ich belegt worden! Ich hatte messerscharfe Augen, die nichts mehr von der Welt zu sehen begehrt und einen makellosen Körper, in dessen Inneren sich eine Seele verbarg, die keinen Wunsch mehr nach Abenteuer und Aufregung verspürte. Eines war mir nun klar: Das Schöne an der Vergangenheit ist in der Gegenwart nicht die Vergangenheit selbst, sondern die Erinnerung daran.

Als sich meine Verzweiflung in Wut umwandelte, begann ich, die Kästen und Schubladen in der Wohnung nach Hinweisen auf die wahre Identität des Teufels, der mir diesen Fluch aufgeladen hatte, zu suchen. Nachdem ich einen Großteil des Mobiliars, die Kraft des verflucht jungen Körpers einsetzend, ziemlich unsanft in seine Bestandteile zerlegt hatte, wurde ich schließlich fündig. In einem Schreibtisch entdeckte ich drei handbesschriebene Bände, die sich als Tagebücher herausstellten. Zunächst vermutete ich meinen Gastgeber als Verfasser, doch nach der Lektüre der ersten paar Dutzend Seiten, wurde mir rasch klar, welches ungewöhnliche Werk ich in Händen hielt. Ich war nicht der erste, den dieses Schicksal ereilt hatte. Gut drei Dutzend Greise waren bislang der Versuchung erlegen, ihr bisheriges Leben zugunsten eines jungen Körpers aufzugeben. In kurzen, knappen Sätzen schilderten sie das Zustandekommen

des Rituals sowie die Eindrücke und Erlebnisse mit ihrem neuen Körper. Und allesamt fühlten sich die Träger in tiefes Unglück gestoßen und begannen ihr neues Äußeres zu hassen, ein Gefühl, das mir nur zwei Tage nach meiner Transformation nicht mehr unbekannt war. So gliederten sich die vielen Eintragungen in ihrer Folgerung beinahe aufs Haar: Der Körper mußte weitergegeben werden, scheinbar der einzige Weg, das Schicksal als „alter Junger“ ohne Gewaltanwendung zumindest noch fünf bis sechs Dekaden zubringen zu müssen, abzuwenden. Die unbekannteren Autoren schilderten jeweils ihre Pläne, dies zu bewerkstelligen, führten detailreich aus, wie sie sich auf die Suche nach Greisen machten, die der Vergangenheit nachtrauerten, und vermerkten, an welchem Tag der Austausch geschehen sollte. Mit Tränen in den Augen las ich zu Beginn des dritten Bandes, wie hervorragend ich die Kriterien eines potentiellen Anwärters auf den Körper eines jungen Mannes erfüllt hatte. Und auch, wenn ich mit diesen Worten die Eintragungen ergänze, soll das blasphemische Werk nie eine vierte Fortsetzung erleben. Ich habe mich durchgerungen, diesem unheiligen Treiben ein Ende zu setzen. Ich werde mich nicht auf die Suche nach einem Nachfolger für meinen seelischen Schmerz machen. Ich habe mir vorgenommen, dem Körper die Nahrung zu verweigern und ihn so entweder zu zerstören oder ihn zumindest derart zu schwächen, daß sich niemand mehr finden wird, der sein Leben gerne dafür tauschen würde.

Ich habe die Tür verriegelt und zusätzlich mit schweren Möbeln verstellt. Weder meine Seele, noch mein neuer Körper sollen dieses Zimmer jemals wieder lebend verlassen. Meine fleischliche Hülle erweist sich jedoch vorläufig als ungemein zäh. Ich verspüre nach Tagen ohne Essenaufnahme weder Hunger, noch Durst. Doch ich bin sicher, meinen Plan in die Tat umsetzen zu können. Ich habe Zeit! Die Tagebücher werde ich in der Wohnung verbergen. Zu diesem Zwecke habe ich ein Loch von geeigneter Größe aus dem losen Mauerwerk gekratzt, das ich anschließend mit Mörtel verputzen werde. Sollten eines Tages diese Berichte gefunden werden, wird es keine Beweise mehr für die Richtigkeit meiner Erlebnisse geben. Ich bin, so Gott will, das letzte Opfer meiner eigenen Unzufriedenheit mit dem Verfall meines Körpers und Geistes. Doch nun weiß ich, daß dies eine von Gott gegebene Gnade ist, um all jenen ein Leben auf Erden zu ersparen, die von der Gegenwart überrollt werden. Für jene, die ihr Leben gelebt haben, ist kein Platz mehr in der Gegenwart. Für die Gegenwart ist in den Herzen jener, die ihr Leben gelebt haben, ebenfalls kein Platz mehr. Es ist den Menschen bestimmt, dorthin zurückzukehren, woher sie kommen. Alte Menschen werden wieder wie kleine Kinder und letztendlich werden sie Vergangenheit.

Ich werde, bis es zu Ende geht, am Fenster sitzen und das Treiben auf der Straße beobachten, aus einer anderen Perspektive freilich. So gesehen hat sich in meinem Leben nicht viel geändert: Ich bin einsam - eines der anonymen Gesichter, das man als Passant hoch oben inmitten der Front schmutziggrauer Häuser im dunklen Rechteck eines Fensters erspäht. Ein junges Antlitz mit alter, verlebter Seele, ein Fleisch gewordener Wasserspeier eines alten, verlebten Hauses.

ENDE

(6. März 1996 - 8. Juli 1996)